Morgen-Ausgabe.

„Berliner Tageblatt“
erscheint täglich zweimal mit Ausnahme des Sonntags, an welchem es nur in einer Morgenausgabe ausgegeben wird. Man abonnirt außerhalb Berlin's bei allen Post-Anstalten des deutschen Reiches, Oesterreich-Ungarns der Schweiz, Belgiens, der Niederlande (Holland), Rußlands, Dänemarks, Schwedens und Norwegens und der Donaufürsten; in Berlin bei der Expedition Jerusalemerstr. 48/49; Filiale Friedrichstadt: Friedrichstr. 66; Filiale Königstadt: Königstr. 55; Filiale Louisenstadt: Prinzenstr. 41; bei allen Zeitungsspeditoren und Stadtpostämtern.
Chef-Redakteur: Arthur Levysohn in Berlin.

Abonnements-Preis
auf das „Berliner Tageblatt“ nebst dem illustr. Wochenblatt „ULK“, der sonntäglichen Montags-Beilage „Feierzeit“, der „Deutschen Lesehalle“ und den „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau & Hauswirthschaft“ vierteljährlich 5 M 25 Pf, monatlich 1 M 75 Pf. (für Berlin durch Botenlohn bei täglich 5 M 25 Pf, monatlich 1 M 75 Pf. für das Ausland direct per Kreuzband 14 M p Quart. — Inserate à Zeile 50 Pf (Berliner Stadt-Anzeiger 30 Pf) werden in der Expedition Jerusalemerstr. 48/49, sowie deren Filialen: Friedrichstr. 66, Königstr. 55, Prinzenstr. 41 angenommen.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Berliner Tageblatt.

Nr. 644. Berlin, Sonntag, den 19. Dezember 1886. **XV. Jahrgang.**

Die treue Anhänglichkeit unseres großen Abonnentenkreises (ca. 70,000) verpflichtet uns, unaufhörlich an der Verbesserung und Erweiterung unseres Blattes zu arbeiten, um dasselbe zu einer **Zeitung größten Stils** zu gestalten. Das rege Interesse, welches in immer höherem Maße alle bürgerlichen Kreise für die wirthschaftlichen Fragen erfaßt hat, veranlaßt uns, den volkswirthschaftlichen Theil unserer Zeitung entsprechend zu erweitern und demselben durch Einrichtung einer **besonderen**

vollständigen Handels-Zeitung

eine sorgfältige und umfassende Pflege zu widmen. Um dies räumlich zu ermöglichen, wird

von jetzt ab unsere Abend-Nummer in einem Doppelbogen von 8 Folioseiten erscheinen,

wovon die Hälfte für die „Handels-Zeitung“ bestimmt ist, welche alle wichtigen Nachrichten über Börse, Waarenhandel und Industrie, die Produkten- und Waarenberichte der bedeutenden Handelsplätze des In- und Auslandes, einen sehr vollständigen Kurszettel der Berliner Börse, sowie die **Ziehungslisten** der wichtigen **Loospapiere** enthalten wird. Die einzelnen Handels- und Industriezweige sollen periodisch von anerkannten Fachautoritäten durch selbstständige Artikel sachgemäße Beurtheilung finden.

Ohne den Abonnementsbetrag zu erhöhen, wird somit der redaktionelle Teil unserer Zeitung um **ca. 500—600 Seiten jährlich vermehrt** werden, und wenn wir die Neueinrichtungen der letzten Zeit als: die **Parlaments-Ausgabe,** die **Montags-Nummer** mit dem Feuilletonbeiblatt **„Der Feiergeist“** sowie die Vergrößerung des illustrirten Wochenblattes **„ULK“** hier noch erwähnen, so wollen wir dadurch nur kundgeben, wie sehr wir dem gesteigerten Lesebedürfniß unserer Abonnenten Rechnung zu tragen bestrebt sind. Da auch die sonstigen Leistungen des „Berliner Tageblattes“ auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, seine frische und unabhängige politische Haltung, seine Anstrengungen in Bezug auf rascheste Berichterstattung, meistens durch Spezialtelegramme, die reichen belletristischen Gaben aus der Feder unserer ersten Schriftsteller sich allgemeiner Anerkennung zu erfreuen haben, so dürfen wir hoffen, daß unsere oben erwähnten neuen Bestrebungen ebenfalls volle Würdigung finden werden.

Im täglichen Romanfeuilleton des nächsten Quartals erscheint nächst einer reizenden Humoreske von **Otto Girndt:** „Das Buch Henoch“, das neueste Werk von

George Ohnet: „Sie will es“,

ein Roman im Genre von demselben Autors: „**Der Hüttenbesitzer**“, welcher s. Z. so außergewöhnlichen Beifall gefunden hat.

Der Abonnementspreis für das „Berliner Tageblatt“ nebst seinen werthvollen 5 Beiblättern: Illustr. Wochenblatt „ULK“, Illustr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle“, „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft“, der Feuilleton-Beilage „Der Feiergeist“ und der täglich erscheinenden „Handels-Zeitung“ beträgt hier in Berlin nach wie vor nur Mk. 5,25 pro Quartal. Alle Postämter des Deutschen Reiches nehmen jederzeit Bestellungen entgegen.

Berlin, im Dezember 1886.

Der Verlag des „Berliner Tageblatt“.

[16. Fortsetzung.]

Der Wunsch.

Novelle von Hermann Sudermann.

Eines Tages kam Papa mit scheinbar gleichgiltiger Miene zu uns in die Küche, ging eine Weile schnuppernd zwischen den Kesseln umher und klatschte dabei mit der Reitpeitsche gegen die langen Schäfte seiner Wasserstiefeln.

„Du bist ja heute Töpfchenzucker geworden, Papa,“ sagte ich. Er lachte kurz auf und meinte, „ja, ich bin Töpfchenzucker geworden.“ Und als er noch eine Weile wortlos hin und her gerannt war, blieb er plötzlich vor Martha stehen und sagte:

„Wenn Du gerade Zeit hättest, mein Kind, könntest Du wohl für einen Augenblick in die Stube kommen. Mama und ich haben mit Dir zu reden.“

„Ei sieh, sieh,“ sagte ich, „also darum die lange Vorbereitung. Kann ich auch dabei sein?“

„Nein,“ erwiderte er, „Du bleibst in der Küche.“

Martha warf mir einen langen Blick zu, band ihre Schürze ab und ging mit ihm nach dem Wohnzimmer.

Eine Weile blieb's drinnen stille — rings um mich zischte der Dampf und brodelten die Töpfe, auch machte eine Magd mit Messerscheuern großes Geräusch, so daß ich nicht einmal den Ton einer Stimme vernehmen konnte; aber all den Lärm durchdrang plötzlich ein kurzer, gellender Schrei, der nur aus Marthas Munde kommen konnte.

Zitternd horchte ich auf, und in demselben Augenblick kam Papa mit dem Rufe „Wasser!“ in die Küche gestürzt.

Ich eilte an ihm vorüber und fand drinnen Martha, mit dem Kopfe in Mamas Schooß, ohnmächtig auf dem Boden liegend.

„Was habt Ihr mit Martha gemacht?“ schrie ich, mich neben ihr auf die Kniee werfend.

Niemand antwortete mir. Mama, rathlos wie ein Kind, rang die Hände, und Papa kaute seinen Schnurrbart, die Thränen zu verbeißen, wie es schien.

Da sah ich zu Füßen der Schwester einen blaugesprenkelten Briefbogen auf der Erde liegen, den ich schleunigst, und ohne daß Jemand es merkte, an mich nahm.

Dann hob ich, was das Dringendste war; ich rief Martha ins Bewußtsein zurück und geleitete sie, während sie mit stieren Augen um sich schaute, zu ihrem Zimmer hinauf.

Dort legte ich sie über ihr Bett. Sie starrte zur Decke empor und verlangte von Zeit zu Zeit zu trinken. Ihr Geist schien noch gar nicht wieder erwacht zu sein.

Ich aber zog heimlich den Brief aus der Tasche und las, was ich hier wörtlich wiedergebe, denn ich habe dies Denkmal der Mutter- und Schwesterliebe sorglich aufbewahrt:

Mein geliebter Bruder! Vielthenere Schwägerin!

Eine für mich sehr traurige Veranlassung zwingt mich, heute an Euch zu schreiben. Ihr seid, das weiß ich wohl, davon überzeugt, wie sehr ich Euch liebe und wie sehr mein Herz darnach verlangt, mit Euch und Euren Kindern in der denkbar innigsten Verbindung zu stehn. Ich habe Euch, so lange ich lebe, nur Gutes und Liebes erwiesen und das Gleiche von Euch empfangen. In dieser Liebe richte ich nun heute eine Bitte an Euch, die das angstgequälte Mutterherz mir eingiebt.

Heute ist mein Sohn Robert zu uns gekommen und hat mir und meinem guten Mann erklärt, daß er Willens sei, bei Euch um die Hand Eurer Tochter Martha anzuhalten, und zu gleicher Zeit um unsere Einwilligung gebeten, deren er sowohl als guter Sohn wie als guter Wirthschafter nicht entrathen kann, weil er leider noch vielfach auf unsere Hilfe angewiesen ist.

Ich wäre ihm, hätte ich dem Zuge meines Herzens folgen können, mit Freudenthränen um den Hals gestürzt, aber leider mußte ich für Gatten und Sohn — die beide Kinder sind — den Kopf oben behalten und war gezwungen, ihm zu sagen, daß hieraus durchaus nichts werden könne.

Mein lieber Bruder, ich will Dir keine Vorwürfe machen, daß Du das Deinige im Laufe der Jahre nicht habest beieinander halten können, fern sei es von mir, mich in Sachen zu mischen, die mich nichts angehn, aber wie diese Sachen nun einmal stehn, ist Euer Gut mit Schulden belastet, und Eure Töchter haben außer einer — wie ich gern annehme — reichlichen Aussteuer, keinen Heller Mitgift zu erwarten.

Nun aber ist das Gut meines Sohnes Robert gleichfalls so sehr verschuldet durch die Auszahlungen, die er uns und seinen Geschwistern hat leisten müssen, und die Hypotheken, die wir noch darauf stehen haben und von deren Zinsen wir und meine übrigen Kinder leben müssen, daß die Verbindung mit einem armen Mädchen ihm geradezu zum Verderben gereichen müßte.

Ich sehe davon ab, daß Eure Tochter Martha ein schwächliches und kränkliches Wesen sein soll, wie ich aus Euern Briefen ersehe, und mir darum durchaus untauglich erscheint, die Sorgen dieser großen Wirthschaft freudigen Muthes auf sich zu nehmen und meinen Sohn Robert glücklich zu machen; der Gedanke, daß sie mit leeren Händen in sein Haus gezogen käme, ist schon allein ausschlaggebend für mich und genügt mir zu der Behauptung, daß sie unglücklich werden und ihn unglücklich machen muß.

Wenn Eure Tochter Martha meinen Sohn Robert wahrhaft liebt, so wird es ihr nicht schwer werden, im Interesse seines Glückes, einer Verbindung mit ihm zu entsagen, sollte er den Muth besitzen, trotz des Wunsches seiner Eltern, um sie anzuhalten, obwohl ich einen solchen kindlichen Ungehorsam nicht von ihm erwarte und überhaupt nicht fassen kann.

Von Eurer brüderlichen und schwesterlichen Liebe, meine theuren Verwandten, bin ich überzeugt, daß Ihr gemeinsam mit mir dieser schädlichen und unnatürlichen Verbindung für jetzt und immerdar Eure Einwilligung versagen werdet.

In treuer Liebe

Eure

Johanna Hellinger.

P. S. Wie ist die Ernte bei Euch ausgefallen? Winterroggen ist bei uns gut, aber die Kartoffeln kranken sehr!

Die Wuth über dies gemeine und gleißnerische Geschreibsel packte mich so, daß ich laut auflachend den Bogen zwischen meinen Fingern zerknitterte.

Erst Marthas leises Stöhnen, welcher mein Gelächter wehe gethan haben mochte, brachte mich wieder zur Besinnung.

Die Gefahren des Streberthums.

Wir haben das neue deutsche Reich entstehen sehen. Vor unseren Augen ist es aus dem Schlachtendonner des großen Kriegsjahres erstanden, ist es dann in einem mühselig behaupteten und sorgfältig behüteten Frieden gewachsen. Zuversichtlich glauben wir an die Dauer und fortschreitende Entwickelung dieses Reiches, das die Nation mit ihrem Herzblut genährt. Aber daß es fertig wäre oder auch nur der Vollkommenheit sich näherte, wird selbst der wärmste Patriot sich nicht einbilden. Es ist jung und darum mit vielen Unfertigkeiten behaftet; aber eben in seiner Jugend liegt die Gewähr dafür, daß es diese Unfertigkeiten überwinden und zu immer höheren Stufen der Entfaltung aufsteigen wird.

Neben den Mängeln jedoch, die nur den Stempel jugendlicher Unreife an sich tragen und uns darum nicht beunruhigen dürfen, laufen andere her, die von schlimmerer Art sind und uns mehr Sorge einflößen. Es sind solche, die sonst nur gealterten und dem Verfalle zueilenden Reichen eigen sind. Aus der Geschichte wissen wir, daß zu den Krebsschäden, welche den Untergang des alten griechischen und römischen Staatslebens herbeiführten, jenes charakterlose Parasiten- und Denunziantenthum, jener Servilismus gehörte, für die unsere deutsche Sprache nicht einmal den entsprechenden Namen hat. Sollte man es für möglich halten, daß dieses böse Merkzeichen nationaler Erschlaffung und Altersschwäche sich auch in unserem jungen Reiche schon eingefunden hat? Wir glauben es noch nicht, und doch deuten viele Erscheinungen darauf hin, daß wir uns in dieser Richtung bewegen. Wir stehen vor der Gefahr, daß ein das selbstständige Leben erstickender Servilismus sich bei uns einzunisten droht, eine Liebedienerei und ein Streberthum, die um so bedenklicher sind, je weniger sie offen als solche auftreten und als solche erkannt werden.

Indem wir auf diesen wunden Punkt hinweisen, sind wir uns wohl bewußt, daß wir damit keine angenehme Arbeit unternehmen. Aber die Presse ist dazu da, der Zeit einen Spiegel vorzuhalten, der ihre Züge, schöne und häßliche, treu und ungeschminkt wiedergiebt. Eine Presse, die es gut mit dem Volke meint, soll ihm, wie ein echter Freund, die Wahrheit sagen, selbst wenn sie bitter ist. Auch werden wir in unserem Vorhaben ermuthigt durch den Vorgang eines hervorragenden und hochverdienten Rechtslehrers, des trefflichen Franz v. Holtzendorff, der in einem sehr bemerkenswerthen Aufsatze „Der Servilismus als Zeitübel“ (abgedruckt im neuesten Hefte der „Deutschen Revue“, Verlag von E. Trewendt in Breslau) seine warnende Stimme erhebt und die Naturgeschichte des Servilismus aller Zeiten in einer Reihe eindringlicher Bilder vorführt.

Die uns heute drohende Form des Servilismus erscheint Herrn v. Holtzendorff als die schlimmste Art dieses Uebels. Er nennt ihn den gouvernementalen Amtsservilismus, der sich von den Beamtenkreisen auch allen denjenigen Volksschichten mittheile, die entweder ihr Kontingent zu den Amtsbewerbungen stellen oder irgend welche Interessen daran hätten, mit dem Beamtenthum geschäftlichen oder gesellschaftlichen Verkehr zu pflegen. Der alte Typus des Beamtenthums, der mit selbstloser Unterordnung unter die monarchischen und staatlichen Gebote ein starkes Maß von Unabhängigkeit und freier Gesinnung verband, sei mehr und mehr dahingeschwunden und ein fast militärischer Begriff der Subordination wäre in den Civildienst eingedrungen. „Schneidig“ zu sein, das schiene das Ideal auch der Beamten geworden. Schneidige Schärfe in der Vertretung gouvernementaler Interessen gegenüber dem abweichenden Standpunkt des Publikums, einseitiger Glaube an die Alleinberechtigung der von der höchsten Stelle kundgegebenen Ansichten, gereizte Empfindlichkeit gegen die Kritik der Presse, gesteigerte Geschwindigkeit und Feinfühligkeit in der Anpassung an höhere Wünsche und im Streben nach besser besoldeten Aemtern, Fernhaltung von jeder selbstständigen, vielleicht Anstoß erregenden Meinungsäußerung — das wären, nach dem Münchener Rechtslehrer, die Eigenschaften, die einen großen Theil unseres heutigen Beamtenthums charakterisirten.

Weit entfernt sind wir, für dieses also dargestellte Streberthum den einzelnen Beamten verantwortlich zu machen, der ihm zum Opfer fällt. Bei der zunehmenden Abhängigkeit des Beamtenthums kann es Vielen als Pflicht der Selbsterhaltung erscheinen, sich so flügsam und schmiegsam wie möglich zu erweisen, um nur vorwärts zu gelangen. Dazu kommt noch die Unzulänglichkeit der Gehälter in den meisten unteren Stellen, die den Wunsch verstärken muß, Alles zu thun, um schnell befördert zu werden.

In jüngster Zeit ist diese Gefahr auch äußerlich gewachsen durch die auf den verschiedensten Gebieten des wissenschaftlichen und sozialen Lebens vordringende Centralisation. Man denke nur an die gewaltige Ausdehnung des abhängigen Beamtenthums durch die Verstaatlichung der Eisenbahnen, an die staatlichen Organisationen auf sozialpolitischem Gebiete, an die immer wieder auftauchenden Monopol-Projekte, die erbarmungslos über zahlreiche unabhängige Existenzen hinwegschreiten und das Heer der abhängigen ins Unmenschliche steigern wollen.

Das Schlimmste aber ist, daß das Streberthum sich auch schon eines großen Theils der Jugend bemächtigt hat, der Jugend an unseren Hochschulen, ja sogar schon in den höheren Schulklassen. Die Freude am Reiche, die Verehrung für die ver-

---

Hierzu für die Berliner Abonnenten „Deutsche Lesehalle“ Nr. 51.